Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

Nr. 38 — Bremen-Berlin, den 17. September — 1904

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: „Wer kann denn selig werden?" Von Ladendorf. — Die religiösen Probleme der Großstadt. II. Von Claßen. — Ein sozialdemokratischer Pfarrer. Von H. Kötschke. — Religiöse Diskussionsabende. I. — 2. Internationaler Kongreß für Religionsgeschichte in Basel. I. Von Dr. G. Fobbe. — Der Reichstag zu Speyer im Jahre 1529, ein Wendepunkt in der deutschen Geschichte. II. Von Lic. Dr. Becker. — Ein Strauß vom Bürgenstock. Von Egg, Zürich.

„Wer kann denn selig werden?"

Markus 10, 26.

Die Naturwissenschaft des vergangenen Jahrhunderts hat uns durch Helmholtz das Gesetz von der Erhaltung der Kraft gebracht. Dies Gesetz, eine der genialsten menschlichen Entdeckungen, hat auf die naturwissenschaftliche Methode einen gewaltigen Einfluß ausgeübt. Es ist so einfach und selbstverständlich, daß man sofort den Eindruck hat: hier liegt ein Gesetz vor, das nicht nur auf den speziellen Gebieten der Naturwissenschaft im engeren Sinne gilt, sondern ein ganz allgemein gültiges Weltgesetz ist, etwa wie das Gesetz von Ursache und Wirkung. Es mag uns eine exakte Methode fehlen, wie sie die Naturwissenschaft auf ihrem Gebiete besitzt, um die Gültigkeit dieses Gesetzes für die ganze Weltentwickelung, vor allem in Beziehung auf das Leben des Geistes nachzuweisen, — daß es vorhanden ist, ist geradezu ein Postulat und erklärt uns den Verlauf mancher Vorgänge in der Weltgeschichte, die für uns sonst Rätsel blieben und ohne das auf göttliche Willkür oder den Zufall zurückgeführt werden müßten. Es gibt auch auf dem sittlichen Gebiet — um nur dieses herauszugreifen — keine Kraft, die verloren geht, keine Tat, die vergeblich, keine Begeisterung, die umsonst wäre. Es gibt nichts, das sich nicht irgendwie umsetzte in Wärme oder Bewegung, in Kraft oder Leistung.

Es hängt das geistige, religiöse und sittliche Leben oft sogar auf das engste mit den Naturvorgängen zusammen und ein Naturereignis wirkt in einem geistigen Vorgang weiter. Das Gewitter, als eine Erscheinung der atmosphärischen Elektrizität, äußert sich in Abkühlung und Regen, netzt den Acker, segnet den Landmann, hilft uns zu Brot und greift so hinein in das soziale Problem. Oder es entzündet das Haus, schafft Jammer und Elend, aber treibt zugleich den erfinderischen Geist zu Arbeit und Nachdenken und schafft sich im Blitzableiter einen Sieger über sich selbst. Oder es wirkt als eine gewaltige elementare Naturerscheinung auf das religiöse Empfinden und äußert sich etwa wie in jenem Goetheschen Gedicht:

„Wenn der uralte
heilige Vater
mit gelassener Hand
aus rollenden Wolken
segnende Blitze
über die Erde sät,
küss' ich den letzten
Saum seines Kleides,
kindliche Schauer
treu in der Brust."

Dieser Gedanke der Gesetzmäßigkeit des gesamten Naturverlaufs ist von überwältigender Größe, aber auch von beängstigender Unerbittlichkeit. Denn er gibt uns nicht nur die Möglichkeit, auch die Religion als eine naturnotwendige Erscheinung einzuschließen in das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, sofern bestimmte Eindrücke, Empfindungen und Erfahrungen sich in religiöse Empfindungen und Erfahrungen umsetzen müssen; sondern er zwingt uns auch, dort, wo wir kein religiöses Leben sehen, dies auf eine Naturnotwendigkeit zurückzuführen.

„Wer kann denn selig werden?" Kann wirklich eine so „naturmechanische" Auffassung unser Gefühl wie unser Denken befriedigen? Nun, es bleibt ein schweres, drückendes Problem, das man am liebsten zur eigenen Beruhigung mit einem „non liquet" beantworten möchte; denn „es ist eine harte Rede; wer kann sie hören?". Aber es gibt viel zu denken, daß gerade religiös tief veranlagte Menschen und Zeiten in der „Prädestination" die tiefsten Wurzeln ihres Glaubens an Gottes Gnade besessen haben.

Und ist schließlich nicht Jesus der stärkste Zeuge für solche Auffassung? Was bedeutet es denn anders, wenn er sagt: „Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme"; und dies Wort ist's ja gerade, das seinen Zuhörern die Frage entlockt: „Wer kann denn selig werden?" Jesus hat nichts von der Sentimentalität derer besessen, die das „unbewußte" Christentum verteidigen. Er hat es rücksichtslos den Pharisäern nachgesagt: „Sie haben ihren Lohn dahin", und er hat keinen Zweifel darüber gelassen: „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt".

Dennoch hat er eine Antwort auf die Frage gewußt: Wer kann denn selig werden?, eine Antwort ebenso einfach wie tröstlich: „Bei den Menschen ist's unmöglich, aber nicht bei Gott; denn alle Dinge sind möglich bei Gott". Gott und Natur sind eins; und in dieser höheren Einheit verbindet der Glaube die Gegensätze, die das Denken nie einen wird.

Ladendorf.

Die religiösen Probleme der Großstadt.

II.

Wo liegen die Probleme?

Das religiöse Problem, auf welches nun seit den Tagen unserer Klassiker die Augen der Gebildeten gerichtet sind, heißt kurz: Wie ist es möglich, daß, wenn Natur als Einheit

mit ihren Gesetzen uns umwirkt, doch ein persönlicher Gott lebt?

Die auf diese Frage eine positive Antwort haben, gehören irgendwie zum Volke der Gläubigen. Die, welche eine negative Antwort haben, halten die Religion für eine überwundene Sache. So scheiden sich die Parteien im Kampfe um die Weltanschauung.

Innerhalb der Gläubigen gibt es eine weitere große Spaltung: Wie stehen wir zur Person Christi? Die eine Hälfte sieht von ihm zu ihrer Seele eine magische Linie des Heils gezogen. Die andere sieht das Verhältnis in ihm lediglich als ein sittliches an.

In dieser letzten Gruppe bestand eine Zeitlang eine heftige Spaltung der Schulen, indem die einen die theoretisch-religiöse Aufgabe darauf konzentrierten, das Verhältnis zu Jesus als ein sittliches rein und klar hinzustellen. Die andern aber zogen in ihre Arbeit das gesamte Weltanschauungsinteresse hinein.

Dieser letzte Unterschied der Gruppen ist kaum über theologische Kreise hinaus deutlich empfunden worden. Besser verstanden wird schon die verschiedene Stellung zur Person Christi. Aber daß an diesem Punkte zwei mächtige Parteien in Theologie und Kirche sich scheiden, das weiß unser Volk im großen und ganzen noch gar nicht. Viele Gebildete selbst verstehen den Gegensatz liberal und orthodox nur ganz oberflächlich. Die unteren Volksschichten aber wissen tatsächlich von diesem Gegensatz so gut wie nichts. Sie nehmen daher auch an kirchlichen Kämpfen gar keinen Anteil.

Ja, man kann sagen, die Teilnahme an den kirchlichen Parteikämpfen, ebenso wie an Missionsvereinen, Gustav Adolfvereinen usw., reicht genau so weit, wie noch die alten Parteien ein patriarchalisches Vertrauen genießen. Für die Masse des bürgerlichen Volkes, welches die moderne Wanderung vollendet hat, existieren diese Partien unseres nationalen Lebens überhaupt nicht. Und es ist für keine Werbearbeit sobald irgend welche Aussicht vorhanden.

Diese Menschen stehen durchaus bei jenem ersten Problem: Wie verhalten sich Gott und Natur? Aber auch diese religiös-theoretische Frage ist nicht das eigentliche großstädtische Problem. Dieses ist praktischer Art.

Über die Wogen des modernen Daseinskampfes heben sich neue Probleme mit großen suchenden Augen, packen die armen Seelen mit gierig ausgestreckten Armen und drücken sie unter die alles verschlingende Flut. Wer die Augen geöffnet haben will, um diese Dämonen zu sehen, der vertiefe sich einmal in die Gedanken der großen prophetischen Geister Englands, Carlyles und Ruskins. Er lasse sich des Lebens Meer von ihnen strahlenartig beleuchten. So etwa wirken die kleinen Auszüge aus Langewiesches Verlag; oder er studiere „Einst und Jetzt" in Hensels Übersetzung; oder auch er lasse von Kingsleys „Alton Locke" sich in tiefster Seele erschüttern.

Doch ich will es versuchen, diese religiösen Probleme zu zeigen als einer, der mit vielen im harten rastlosen Geschäftsleben gefühlt und als Opfer jenes Kampfes solche gesehen hat, mit welchen ihn nicht ein amtliches Verhältnis noch allgemeines Mitleid, sondern persönliche fast brüderliche Freundschaft verband.

Wenn ich hundert Knaben die großstädtische Volksschule verlassen sehe, so muß ich für ihr Schicksal schon bestimmte Erwartungen hegen. Ein Viertel von ihnen hat nicht einmal die Volksschulbildung auch nur einigermaßen erhalten. Das sind durch zu große Unbegabtheit oder elende häusliche Verhältnisse Zurückgehaltene; von einigen läßt sich vermuten, daß sie willenlose Vagabunden werden, von andern, daß sie als Verbrecher, oder doch als rohe, wüste Patrone endigen. Andererseits ist es unter den normal Begabten einigen bestimmt, daß vor dem 25. Lebensjahre die Tuberkulose ihren Lebensfaden abschneidet. Einige tragen schon die Folgen der Laster ihrer Eltern an sich. Einige werden unter Ausnutzung in ihren jungen Jahren noch bleichsüchtiger werden oder nervös abgehetzt den Versuchungen der Großstadt und dem Bedürfnis nach Betäubung zum Opfer fallen. Aber auch von der großen Masse der Lebensstarken werden in 10 oder 15 Jahren mehrere Wunden und Narben haben, wenn nicht noch schlimmeres ihnen zustößt, das ich nicht denken mag, und das doch in Fabrik oder Hafen jeden Tag geschehen kann.

Nun freilich gibt es ja kein Unheil, das der Mensch nicht innerlich überwinden könnte durch die Kraft der christlichen Religion zum Segen für seinen Charakter. Aber eben das Wesen der christlichen Religion ist nicht bekannt. Innerlich ungerüstet gehen diese Knaben ihrem Schicksal entgegen.

Wenn sonst die Natur mit Flut oder Erdbeben oder auch ein Krieg Tausende verschlingt, so scheint die Gottheit Ehrfurcht und Schrecken erregend über die Erde zu wandeln. Industrie und Großstadt haben eine andere Art, ihren Opfern das Leben zu zerquälen. Wie eine Riesenkatze mit ehernen Gliedern liegt das Ungetüm ruhig und harmlos da; da plötzlich erhebt es seine Tatze und zerschmettert einige. In einer nervös spannenden, unberechenbaren Art zerreißt es täglich ein paar Opfer. Tausende aber quält es in langen Leiden zu Tode.

In diesem Kampfe aber werden wie auch im Kriege die besten aufgerieben, und langsam vermehrt sich die Zahl der tiefgesunkenen Familien. Und könnten wir davon auch viele sanieren, die verlorenen Kräfte des Talents und des Seelenadels schaffen wir in einer dumpfen städtischen Unterschicht nicht wieder. Diese Gaben hat Gott durch eine lange Geschichte in unserm Volk bereitet, und wir schwelgen mit diesem Kapital. Sehen wir nun, wie Fehler in der Bebauung der Stadt Tausende unschuldig der Tuberkulose, dem Rheumatismus und anderem Siechtum ausliefern, wie Schwachheit der Gesetzgebung Alkohol und schmutzigste Literatur als Gifte unaufhaltsam sich ergießen läßt; sehen wir wie die ungeheure gewerbliche Entwicklung Arbeitsunsicherheit und Arbeitslosigkeit in Massen bewirkt, so daß Praktiker und Gelehrte hülflos davor verzagen, — stehen wir da nicht vor einem ungeheuren unbegreiflichen Schicksal? Und entgegen gellt uns die Frage: Wo ist Gott in all diesem? Der Einzelne übersieht das nicht deutlich. Aber er fühlt es dumpf: Es ist weit weg von einem Gott. Darum ist Religion fern von ihm, sehr fern.

Und haben wir in unserer historischen und dogmatischen Theologie Erlösung aus dieser bitteren Not? Mögen wir weiterhin unser inneres Leben pflegen und das Werden des Glaubens erkennen! Es kann einmal die Stunde kommen, wo es keine Köpfe mehr gibt, unsere hohe und freie Kultur zu fassen. Und können wir das Kommen dieser Stunde hemmen, wo die Geisteskraft der Nation all jenen Dämonen erlegen ist? Haben wir in uns Kräfte über das Schicksal durch die moderne Zivilisation?

Sollen wir nicht zugeben, daß unsere Anschauungen von Verantwortlichkeit, persönlicher Seelenkultur durch Vereinigung mit einem persönlichen Gott irrig sind? Wir wenden uns lieber der größeren Weisheit buddhistischer Resignation zu. So lange unser Bewußtsein noch zu schauen vermag, sehen wir in heiligem Mitleid zu, in stiller Gelassenheit unsere Erlösung erwartend. Ist das nicht der ehrlichere Religionszustand?

Das Volk aber verfällt seiner Verdumpfung und Oberflächlichkeit. Schließlich spannt eine neue Priesterreligion ihre Fäden aus und in den Netzen sind neue goldene Götzenbilder, die die letzte Volkskraft aussagen.

Nun, dies scheint eine übertriebene Phantasie. Aber ich sage: dies muß doch Wahrheit werden, wenn es nicht möglich ist, in diesem modernen Zustand vor die Krallen jenes Ungetüms dennoch starke, freie Persönlichkeiten hinzustellen, welche kein Schicksal zermalmt. Wie anders wäre das möglich als durch Religion? Und sind wir denn mit unserer heutigen Frömmigkeit wirklich all den Rätseln gewachsen? Hat unsere Frömmigkeit dafür die Muskeln und das unerschrockene Auge? Hier liegt das zweite praktische Problem der Religion: Unseren Brüdern inmitten des

modernen Lebens wird die Persönlichkeit erstickt, und doch sollen sie Persönlichkeiten sein.

Es hört sich so schön an, daß auch die Maschine verantwortliche Personen und die Fabrik sittlich starke Menschen fordert. Um mich sehe ich Dutzende, über deren Leben mit bitterer Tragik geschrieben steht, daß sie ihre besten Kräfte nie entfalten sollen in ihrem Beruf. Sie sind lauter Enkel von denen, die als Kleinbauern, Handwerker, Schiffer und Fischer selbständig in ihres Lebens Kreisen gestanden haben. Ihre Seelen sind noch nicht geeignet für die Unfreiheit, und sie sind klug genug, ihre Lage zu erkennen.

Dies Los trifft keineswegs bloß den Arbeiter, der eine Maschine bedient. Es gilt dies ebenso im modernen Handelsgewerbe mit seinen Schreibmaschinen, Riesenkontoren und Arbeitsfedern. Der Köpfe werden weniger im Vergleich zu den Händen. Es gilt von den Warenbazaren, von der Postkarteninduftrie, vom Reklamewesen, von dem Radfahrbotentum. Ja, die Großstadt zeugt sich auch schon die Menschen, welche nur ein Stück Geist zu haben scheinen, — oder sieht es nur äußerlich so aus? Jedenfalls weiß ich diejenigen, welche leiden an ihrem Zustande. Und haben wir in unseren intelligenten Berufen eine Ahnung, wie es diesen Menschen zu Mute ist, die an Geist und Empfindung uns in nichts nachstehen, weil sie auch aus dem schönen reichen Volk der Deutschen stammen? Haben wir ein Recht denen zu predigen, deren Leid wir niemals erleben?

Man beruhige sich auch damit nicht, daß ihre Arbeit so mancherlei technische Feinheiten hat. Das macht jene Gedankenarbeit unmöglich, die behaglich und tiefsinnig sonst die bloße Handarbeit geleitete; das fordert nervös spannende Aufmerksamkeit (man denke an Telephon oder Schreibmaschine), aber das macht die Arbeit noch nicht zu einer, in welcher die ganze Persönlichkeit eingesetzt werden könnte. Es fehlt dieser Arbeit etwas, um ihre Menschen glücklich zu machen. Mit dem bloßen Lohnverhältnis, in dem sie getan wird, ist dieser Arbeit ihr eigentlicher sittlicher Adel genommen. Das Wort, welches Berufsarbeit Gottesdienst nennt, wird zur Phrase. Im Beruf muß wenigstens für die Arbeitszeit die Persönlichkeit freiwillig aufgehen. Das ist hier unmöglich. Nur der Zwang tut's. Und mit einigen Teilen seiner Kraft eine Arbeit liefern und dazu pflichtgemäß gewaltsam die besseren Seelenkräfte unterdrücken fast für das ganze Leben des Tages, d. h. zum Stück eines Mechanismus (oder zum Sklaven) werden. Nur genossenschaftliche Mitarbeit oder doch Gewinnanteil oder eine mit der Familie schon gegebene Zugehörigkeit zum großen Organismus (also ein neues industrielles Treuverhältnis) können das innere Glück an der Arbeit wiedergeben. Wie wenigen im Vergleich zur Masse ist davon schon etwas beschieden!

Nur diejenigen erheben sich innerlich aus dieser Sklaverei, welche mit idealem Schwung ihrem sozialistischen Glauben und seiner Gemeinschaft leben, oder welche schon wieder in der neuen Welt Christen sind.

Aber haben wir eine Frömmigkeit, durch welche wir solche Persönlichkeiten schaffen können? Haben wir überhaupt den Mut, den Willen und die Liebe dazu?

Wir müssen in diese Arbeit hinein. Denn unsere Achtung vor unserm Volke spricht: Ihr sollt. Bis jetzt haben wir die Wege in dies Feld noch kaum betreten, das Werkzeug dazu uns noch nicht bereitet. Ausgezeichnet sind unsere gottesdienstlichen Formen und kirchlichen Methoden zur Erhaltung vorhandener Religion. Hier aber gilt es vorerst Gott sehen zu lernen in einer neuen Welt, welche die Männer der Bibel und die Reformatoren noch nicht geschaut haben. Und in dieser neuen Welt sollen wir dann religiöse Persönlichkeiten schaffen aus denen, die mitten in dieser neuen Welt leben.

Claßen.

Ein sozialdemokratischer Pfarrer.

Sozialdemokratische Pfarrer sind in Preußen-Deutschland heute noch nicht möglich. Es gab eine Zeit, wo man auch bei uns solche für möglich hielt; anfangs der 90er Jahre, wo unter dem Einfluß der kaiserlichen Februarerlasse die evangelischen Kirchenregierungen die Geistlichen aufforderten, sich der Arbeiter anzunehmen und mit dem Lichte des Christentums in das Dunkel des Wirtschaftslebens hinein zu leuchten. Damals hat mancher evangelische Geistliche bei sich die Frage überlegt, ob er nicht am besten gleich den Anschluß an die sozialdemokratische Partei vollzöge und trotzdem ruhig seines Amtes weiter walte. Später, als der Wind wieder umschlug, sind in den verschiedenen deutschen Landeskirchen selbst Geistliche gemaßregelt worden, deren soziale Marschlinie noch ein ganzes Stück von der Sozialdemokratie entfernt blieb. Was aber Deutschland bisher nicht hatte, hat die Schweiz längst erlebt. Einer dieser sozialdemokratischen Schweizer Pfarrer hat sich jetzt in der öffentlichen Debatte zum Wort gemeldet und den Satz vertreten, daß sein Christentum nicht nur mit seinen sozialdemokratischen Ansichten nicht im Widerspruch stehe, sondern sie als unmittelbare Folgerung nach sich ziehe. Seine Gemeinde hat auch in seinem Standpunkt ihn sozusagen bestätigt. Denn bei einer Wiederwahl — die Schweizer Geistlichen müssen sich, wie bei uns die Bürgermeister, zeitweiser Wiederwahlen unterziehen — ging er mit erheblicher Mehrheit als Sieger hervor. Allerdings war es bei der Wiederwahl eine andere, die untere Volksschicht, die für ihn eintrat, während bei der ersten Wahl, wo man seine politische Gesinnung noch nicht gekannt hatte, die Aristokratie ihn auf den Schild erhoben hatte.

Pfarrer Kutter — um ihn handelt es sich — ist tätig am Neumünster in Zürich, der geistig fortgeschrittensten Stadt der Schweiz. Er ist religiös-orthodox vom Scheitel bis zur Sohle. Ihm ist das Christentum eine übernatürliche Offenbarung, von der menschliche Kritik nichts wegdeuteln darf. Die Wunder des alten Testaments nimmt er wie etwas Selbstverständliches hin, ohne über die darin liegenden Schwierigkeiten sich lange Gedanken zu machen. Aber seine Orthodoxie ist nicht hart, nicht dogmatisch, nicht steif und lehrhaft, sondern sie ist Geist und Leben. Sie ist wie ein sprudelnder Quell, der für alle irdischen Dinge aus den göttlichen Tiefen spendende Kraft hervorholt. Worte sind ihm Nebensache, auf den Geist kommt es ihm an. Bei unseren Orthodoxen ist's leider häufig umgekehrt.

In einem originellen Buch: „Sie müssen. Ein Wort an die christliche Gesellschaft." (Berlin, Verlag von Herm. Walther) sucht er nachzuweisen, daß die christliche Gesellschaft sich nicht mehr länger sträuben dürfe, sondern anerkennen müsse, daß in der Sozialdemokratie der christliche Geist in unserer Zeit am meisten zur Erscheinung komme. Mit wahren Keulenschlägen geht er gegen die erstarrte Kirche los, die er des Abfalls vom wahren Christentum beschuldigt. Etwas von Luthers Geist, mit dem die Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg geschlagen wurden, steckt in ihm. Die Kirche hätte nur noch Worte, aber keine Taten; sie hätte die christlichen Ideale vollständig verflüchtigt. Sie vertröste die Menschen auf das Jenseits, statt den Himmel auf die Erde zu bringen. Sie lehre Geduld gegen das Unrecht, anstatt einen heiligen Zorn gegen die Ungerechtigkeit. Sie verlange Entsagung gegenüber den Freuden des Lebens, anstatt den Menschen die Reichtümer der Erde Gottes aufzuschließen. Mittlerweile aber hätten gerade in unserer Zeit gewisse Gesellschaftsgruppen, die Kapitalisten, der Kirche zum Hohn, sich der Erde bemächtigt und speisten fröhlich an den vollgedeckten Tafeln. Ja die Kirche selbst hätte nicht auf die irdischen Güter verzichtet, sondern ihre Diener wüßten sehr wohl äußeres Wohlergehen zu schätzen und unter den Pfründen stets nach den fetten zu greifen.

Kutter erkennt ruhig an, daß die Sozialdemokratie nichts vom Christentum wissen will, sondern in ihrer Masse atheistisch denkt. Aber diese Stellung sei nur ein Protest gegen das, was die Kirche heute für Christentum ausgäbe. Die Kirche habe nichts getan, um ihr den Christengott in freundlichem Lichte zu zeigen. Indes wie zur Zeit Christi

bedienе sich Gott nicht der theologisch gebildeten Kreise und der anerkannt Frommen im Volke, um sein Reich herbeizuführen und Gerechtigkeit auf Erden zu schaffen, sondern der Fernstehenden, Gedrückten, der von den Zäunen und Landstraßen. Auf das „Herr, Herr sagen“ aber käme es heute so wenig an, wie ehemals, sondern nur auf das Tun des göttlichen Willens.

Kutter ist nicht Politiker und verficht nicht die Einzelheiten des Erfurter Programms. Ob eine kollektivistische Gesellschaftsordnung, die vollständige Sozialisierung aller Produktionsmittel möglich ist, kümmert ihn nicht, obwohl er die diesbezügliche Literatur ziemlich genau kennt. Er sagt nur, der christliche Geist verlangt das Streben dahin. Ein solches Wirtschaftsziel entspricht am meisten der Gerechtigkeit, es beseitigt am stärksten die egoistischen Triebe und räumt zahllose Versuchungen aus dem Wege. Das Gerede, daß ein solches System der menschlichen Natur widerspreche und nicht auf die Fehlerhaftigkeit des Menschen Rücksicht nähme, hält er teils für Heuchelei, teils für Unglauben. Nach Kutter sind sogenannte idealistische Schwärmer die einzigen Menschen gewesen, die die Welt wirklich vorwärts gebracht haben. Jeden wahren Christen habe man dafür gehalten.

Wenn man sodann den Sozialdemokraten ihren Internationalismus vorwerfe und sie für vaterlandslos erkläre, so sei das Christentum in gleicher Verdammnis, und den ältesten Christen wie den alttestamentlichen Propheten sei der Vorwurf der Vaterlandslosigkeit wiederholt gemacht worden.

Man kann Herrn Kutter nicht einmal eine Vorliebe für die sanftere revisionistische Richtung innerhalb der Sozialdemokratie zuschreiben. Das Wort Revolution kann nach ihm nur bei Feiglingen und Schwelgern eine Gänsehaut hervorrufen. Reinigende Gewitter und Erdbeben gehörten ebenso in den Haushalt Gottes wie der ewig blaue Himmel Italiens. Auch das Christentum wie die Reformation seien als eine Art von Revolutionen in die Welt gekommen, und die christliche Wiedergeburt sei auch eine vollständige Umwandlung. Dabei ist Kutter natürlich nicht für Heugabeln, sondern er will nur die Furcht vor Umwälzungen benehmen.

Das Kuttersche Buch wird nicht die Wirkung haben, das sozialdemokratische Programm zu stützen. Das ist auch nicht beabsichtigt. Dazu aber wird es helfen, den Kirchen das Kampfbrett unter den Füßen wegzuziehen, auf das sich vielfach evangelische Orthodoxie und Katholizismus im Namen des Christentums gegen die Sozialdemokratie gestellt haben. Lange genug hat man hier auf den Kanzeln und in den Beichtstühlen, im Religions- und im Konfirmandenunterricht das geistliche Schwert gezückt gegen eine Partei, an der man politisch vielerlei aussetzen mag, deren Wirtschaftsideal aber mit dem Christentum zunächst nicht im Widerspruch steht. Damit hat die Geistlichkeit nur der Reaktion genutzt und sich mehr geschadet als der befehdeten Partei. Dadurch, daß die Kirchen von dem aufstrebenden Liberalismus in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sich nur wenig haben befruchten lassen, haben sie Jahrzehnte lang die Fühlung mit der modernen Bildung und Wissenschaft verloren und sie heute noch nicht vollständig gewonnen. Inbezug auf den Sozialismus haben sogar schon einsichtige Konservative gesagt: gelingt es den Kirchen diesmal nicht, ihre Lampen mit sozialem Öl zu füllen, so geht es ihnen wie den törichten Jungfrauen im Gleichnis. Die Neubelebung religiös-sittlicher Bestrebungen wird sich dann gegen sie durchsetzen. Deshalb wollen wir hoffen, daß das Kuttersche Buch viele Kirchenmänner und Christenleute veranlassen wird, das Verhältnis von Christentum und Sozialdemokratie noch einmal gründlich zu untersuchen und sich zu überzeugen, daß auch Sozialdemokraten Christen und sogar gute Christen sein können. Vielleicht wird es dann auch in Deutschland noch einmal sozialdemokratische Pfarrer geben, genau so gut wie konservative und liberale, wie das heute schon in der Schweiz der Fall ist. Damit soll in keiner Weise der Sozialdemokratie das Wort geredet sein, wir denken nicht daran. Nur gehört der Kampf gegen die Sozialdemokratie auf das politische und nicht auf das religiöse Gebiet. H. Kötschke.

Religiöse Diskussionsabende. I.

Das Thema für die 2. Sektion auf dem XXII. Protestantentage, 5. Oktober, ½9 Uhr vorm., (vgl. Programm, Beilage Nr. 36, Seite 429) „Diskussionsabende“ hat uns veranlaßt, bei einer Teilnehmerin der Diskussionsabende in Hamburg nach dem Eindruck zu fragen, die solches Unternehmen in Laienkreisen macht. Ihre freundliche Antwort bringen wir unter 1. zum Abdruck. In nächster Nummer können wir durch gütige Vermittlung des Herrn Professor D. Pfleiderer den Bericht eines Teilnehmers an den Diskussionsabenden in Groß-Lichterfelde, zu denen er auf Veranlassung kirchlicher Kreise von Sozialdemokraten eingeladen worden war und aus deren Verlauf Stücke s. Zt. in die Presse kamen, unter 2. veröffentlichen. Dabei verweisen wir auf den ausführlichen Aufsatz von D. Paul Mehlhorn in Nr. 13 ds. Jahrgangs und auf die Thesen D. Grimms für Berlin, die er uns freundlichst für nächste Nummer zur Verfügung gestellt hat. Die Red.

1. Hamburger Diskussionsabende.

Vor vielen Jahren schon war unter uns Frauen liberaler kirchlicher Richtung das Bedürfnis vorhanden, uns mit Theologen über religiöse Fragen und Zweifel unumwunden und unauffällig auszusprechen. Boten uns auch die Predigten, die wir in Hamburg zu hören pflegten, Anregung und Befriedigung, so sagten wir uns doch immer wieder: „Wie schön hatten es die Anhänger des Apostels Paulus, daß sie den von ihnen erwählten Führer fragen durften, daß sie in lebendiger Rede und Gegenrede oder auch brieflich ihre Zweifel bekennen, ihre Ansichten klären und ihr Feuer für die Religion immer lebhafter entfachen konnten.“

Zündend wirkte es daher auf uns, als wir im Herbst 1899 ganz unerwartet am Schluß des Gottesdienstes in der Nikolaikirche hörten, daß Herr Hauptpastor D. Grimm dasselbe Verlangen nach persönlicher Aussprache mit seiner Predigtgemeinde empfand und für den kommenden Winter in seinem Hause Diskussionsabende über religiöse Fragen einrichten wollte. Das gefüllte Zimmer bei Eröffnung des ersten Diskussionsabends am 8. November zeigte, daß unser Wunsch von einer größeren Anzahl, hauptsächlich Damen, geteilt wurde. Herr D. Grimm bezeichnete die neue Einrichtung als einen Versuch, den er im Einverständnis mit dem Protestantenverein unternehme.

„Wir wollen uns alle gegenseitig als Suchende betrachten“, hieß es weiter. „Bedingung für das Gelingen der Sache ist größte Offenheit und Freimütigkeit.“ Zu Herrn Doktor G's. großem Bedauern hatten sich nur wenige Herren eingefunden. Von diesen beteiligten sich aber in der Folge mehrere mit besonderer Lebhaftigkeit und meldeten sich, nachdem die erste Befangenheit gewichen war, viel zum Wort. Mehr noch mußten wir Damen uns an das Sprechen vor größerer Zuhörerschaft gewöhnen, und manche aus unserm Kreise blieben dabei, sich aufs Zuhören und auf das schriftliche Einreichen von Fragen — mit oder ohne Namensangabe — zu beschränken. Die erste Diskussion leitete Herr D. Grimm mit einem Vortrag ein über das Bestreben der Menschheit, die Vielheit der Erscheinungen in einer Einheit zusammenzufassen. Einige der Themata, die sich teils an eingeschickte oder mündlich geäußerte Fragen, teils an die Vorträge im Protestantenverein anschlossen, waren das Apostolikum, Moral und Religion, die Sünde wider den heiligen Geist, die Leichenverbrennung, die persönliche Fortdauer nach dem Tode, Taufe und Abendmahl. Außerdem kamen noch manche Einzelfragen zur Sprache, so über den Ursprung des Bösen und über die Wirkung der Fürbitte. — Uns und gewiß auch allen andern Teilnehmern sind diese ersten acht Diskussionsabende, deren letzter am 21. März 1900 stattfand, von großem Wert gewesen; es lag durchweg Weihe und Feierlichkeit über ihnen. Zuweilen erhob sich die Stimmung zu förmlicher Andacht; so wirkte es ergreifend, wie einer der Herren sich, wie es ihm der Augenblick eingab, begeistert über die Macht der Persönlichkeit Jesu und seines lebendigen Wortes aussprach, und wie eine alte Dame, als vom

Gebet die Rede war, mit überzeugender Schlichtheit sagte, sie habe nach vielen Erfahrungen ihres Lebens gelernt, nur um eines zu bitten: „Dein Wille geschehe.“ Die Wahrnehmung von Herzensfrömmigkeit und ernstem Suchen nach religiöser Wahrheit von den verschiedensten Seiten festigte in uns die Zuversicht, daß das religiöse Bedürfnis in unserer Zeit doch viel größer ist, als es nach der Unkirchlichkeit so vieler undogmatischer Christen scheint. „Der Glaube stärkt den Glauben“, das empfanden wir an jenen Abenden. — Wenn sich nun auch anderswo der Wunsch nach Diskussionsabenden regt, so wäre es gewiß geraten, in ähnlicher Weise den Beginn zu machen.

Im Herbst 1900 wurde die Einrichtung der Diskussionsabende vom Protestantenverein übernommen, und mehrere liberale Theologen nahmen von nun an daran teil. In diesem wie im folgenden Winter gestalteten sich die Diskussionen im wesentlichen dem ersten Versuch nicht unähnlich. Doch wurden sie jetzt in weniger privater Weise in einem Zimmer des patriotischen Gebäudes gehalten. Es fanden sich durchschnittlich 40—50 Teilnehmer ein, darunter auch ziemlich viele Herren. Die Diskussionen behandelten zum Teil dieselben Fragen wie im Vorjahr. Bei der Besprechung des Gebetes, die ich leider versäumen mußte, soll eine besonders weihevolle Stimmung geherrscht haben. Im Winter 1901/2 wurden vor den Diskussionen längere schriftliche Referate vorgetragen nach vorher bestimmten Thematen, so über: Handel und Christentum, können wir uns noch lutherisch nennen?, über die Freiheit des Willens, über die Scheu in der Gesellschaft von Religion zu sprechen und über die gesellschaftliche Lüge.

Einen wesentlich anderen Charakter bekamen die Diskussionsabende des Winters 1902/3. Die Diskussionen wurden diesmal sämtlich im Anschluß an die Vorträge des Protestantenvereins gehalten, die die Dogmen der Orthodoxie bekämpften. Es waren: „Die christlichen Glaubenslehren im Lichte der liberalen Theologie“. Zu den vielen Freunden, die die Diskussionsabende nun schon gewonnen hatten, kamen noch so viele Gegner, daß der größte Saal des patriotischen Gebäudes genommen werden mußte. Leider fanden sich auch einige ein, die offenbar kein religiöses Interesse an der Sache hatten, sondern etwas erleben wollten. Manche Besucher kamen nur, um Opposition zu machen. Ungestüme Entgegnungen von Sektenpredigern und Laien streng positiver Richtung, unter diesen auch eine recht fanatische Dame, stellte die Toleranz der liberalen Anwesenden, besonders unserer Theologen, oft auf eine harte Probe.

Die Ideen des Protestantenvereins wurden zwar in weitere Kreise getragen, aber die Liberalen konnten sich untereinander nicht mehr aussprechen. Dennoch gab es Teilnehmer auf liberaler Seite, die die öffentlichen Diskussionen denjenigen von privatem Charakter vorzogen; uns aber waren diese die liebsten.

Im letzten Winter wurde bei den Anzeigen zu den Diskussionsabenden extra betont, daß nur Freunde der Sache geladen würden.

Die Diskussionen schlossen sich wieder den Vorträgen des Protestantenvereins an, die diesmal „das Wesen und Werden der Religion“ betrafen. Auch unter den Anhängern der wissenschaftlichen Richtung traten noch starke Meinungsverschiedenheiten hervor, und man hätte manchen Zweifeln gegenüber denken können, ob diese nicht ansteckend und verwirrend wirken. Doch ist dem entgegenzustellen, daß man durch Zweifel anderer gestört, wohltut, den eigenen Glauben zu prüfen und zu festigen; schließlich hat doch nur der Glaube bleibenden Wert, der sich durch keine Anfechtungen irre machen läßt.

In dieser Überzeugung stehen uns die mit der Wissenschaft fortschreitenden Theologen zur Seite, die die Führung der Diskussionen in der Hand haben. Sie wollen ja den Suchenden helfen, daß Wesen und Kern der Religion herausgehoben wird aus der Hülle der Dogmatik.

Manchem ginge vielleicht der Glaube ganz verloren, wenn ihm nicht so die Brücke gezeigt würde zwischen der modernen naturwissenschaftlichen Weltanschauung und der altüberlieferten Kirchenlehre. Wer nichts weiß von den klaffenden Widersprüchen beider, wer glücklich und zufrieden in der Anschauungsweise lang vergangener Jahrhunderte seinem Glauben lebt, für den sind die Diskussionsabende nicht geschaffen, dem will aber auch der Protestantenverein mit seinen Zielen gewiß nicht in den Weg treten.

Wer aber Zweifel und Fragen hat und allein nicht mit ihnen fertig zu werden weiß, der möge kommen, und es wird versucht werden, ihm seine Zweifel zu lösen und seine Fragen zu beantworten, soweit es überhaupt in der Macht der Menschen steht, das Göttliche zu erfassen.

Eine Teilnehmerin.

2. Internationaler Kongreß für Religionsgeschichte in Basel.

Von Dr. G. Fobbe.

I.

Von Bad Boll und von Christoph Blumhardt kam ich, als ich in Basel zum religions-historischen Kongreß eintraf. In Boll fand ich die Religion in einer eigentümlich gestalteten praktischen Auswirkung, in Basel dann die wissenschaftliche Analyse der historischen Religionen. So war mir der erstere Besuch die Vorbereitung und eine Stärkung zum letzteren.

Es ist eine wunderbare Luft, die in Boll weht. Früher wunderbar wegen manch übernatürlicher Kräfte, von denen man glaubte, daß sie in Boll in unsere arme Zeitlichkeit hereinträten. Diese Zeit ist vorüber, Gott sei Dank. Man heilt in Boll heute keine Kranken mehr, man versucht nicht mehr Tote zu erwecken, man liegt nicht mehr stundenlang betend auf der Erde, um den Himmel zu bezwingen.

Die religiöse Luft, die jetzt dort weht, ist wunderbar wegen ihrer völligen Einfachheit, ihrer wohltuenden Frische und Natürlichkeit; sie weht vom Gebirge herab und nicht mehr aus dumpffeuchter Ebene. Daß wir Menschen vom Guten herkommen und zu ihm Vater sagen dürfen und nicht zum Bösen, daß dieses Gute in jeder Menschenbrust siegen wolle, daß wir nur an seinen Sieg zu glauben, uns darauf herzinnig zu freuen brauchen, um ihm die Bahn in uns zu bereiten; daß das Gute auch in der Welt um uns zum Durchbruch kommen müsse, daß einst alles recht werden solle, was jetzt schlecht und gedrückt ist, wenn wir uns nur darauf freuen, darauf hoffen und an unserem Platze ein klein wenig mit Hand anlegen, — das ist heute die ganze Religion in Boll. Es gibt Menschen, denen diese Religion vollkommen genügt, denen sie das Herz ausdehnt und mit Frieden und vorwärts drängender Kraft füllt. Und sie findet ihren Träger in einem Manne, der der Prophet dieses kommenden Guten ist, der es in sich trägt wie eine gewaltige, starke Kraft, die nach außen durchbrechen will; in einem Manne, der die Seinen mit sich fortreißt, ihnen durch seine bloße Gegenwart und mehr noch durch sein schlichtes, klares, inniges Wort Freude und Mut zum Glauben und tiefes Vertrauen gibt.

Das ist die Luft, die ich in Boll ein paar Tage atmen durfte, ehe ich dann in Basel bei Betrachtung der historisch gewordenen Religionen mühselig in die Tiefe all ihrer dogmatischen, moralischen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Distinktionen und Spitzfindigkeiten hinabsteigen mußte. Ich habe in Basel manchmal sehnsüchtig im Geiste über die Berge hinübergeschaut nach Bad Boll. — —

1897 fand in Stockholm zum ersten Male ein religionswissenschaftlicher Kongreß statt, gleichsam zur Probe. Man wollte sehen, ob es sich ermöglichen ließe, die die Menschheit so tief bewegenden, religiösen Fragen rein wissenschaftlich vor einem größeren Kreise religiös interessierter, gebildeter und selbständig forschender Leute zu besprechen. Es sollten

keine Bekehrungsversuche gemacht, keiner Religion der Vorzug von vornherein gegeben, keine rauhen Eingriffe in die inneren Heiligtümer Andersgläubiger geübt, — es sollte vielmehr in herzlichem Verstehen, in gegenseitiger Hochachtung, in duldsamer Liebe auf die Stärken und Schwächen der einzelnen Religionen, ihr Gewordensein, ihre Ziele, ihre gegenseitigen Zusammenhänge aufmerksam gemacht und so ein tieferer Einblick in die Beziehungen des Menschen zu jenen Mächten gefunden werden, die unser aller Urgrund sind. Es war keineswegs von vornherein sicher, daß dieser Versuch gelingen werde. Nirgends sind ja die Menschen so empfindlich, was sie selbst, und so naiv rücksichtslos, was die anderen betrifft, als wenn es sich um religiöse Fragen handelt. Aber der Versuch gelang; nur daß man sich vornahm, noch schärfer, als es in Stockholm geschehen war, die rein historische Arbeit des Kongresses zu betonen, ihn nicht so allgemein „religionswissenschaftlichen", sondern nur noch „religionshistorischen" Kongreß zu nennen. Denn was verbirgt sich hinter dem Namen „Wissenschaft" nicht alles! So ward dann der erste religionsgeschichtliche Kongreß 1900 nach Paris und der zweite jetzt nach Basel berufen. — Nicht zu verwechseln sind übrigens diese religionsgeschichtlichen Kongresse mit den „Religionskongressen", von denen der erste gelegentlich der letzten Weltausstellung in Chikago stattfand. Auf diesen letzteren werden praktische Ziele verfolgt, nicht wissenschaftliche. Es treten da die verschiedensten Religionen in ihren tüchtigsten Rednern gleichsam in Wettbewerb, welche von ihnen den tiefsten Eindruck mache und den Sieg behaupte, oder es machen sich Tendenzen geltend, eine Art Religionsunion, eine Volapük-Religion zu erfinden. Ob bei diesem religiösen Wettbewerb viel herauskommt, darf man vielleicht bezweifeln.

Der Baseler Kongreß dauerte vom 30. August bis 2. September. Sein äußerer Verlauf war folgender: Am 30. August, vorm. 10½ Uhr, fand die feierliche Eröffnungs- und Begrüßungssitzung statt. Am Nachmittag war die 1. wissenschaftliche Plenarversammlung. Jeden Tag bis zum 2. September fand eine solche statt. In ihnen wurden solche Vorträge gehalten, die auf allgemeineres Interesse rechnen durften. Eine Diskussion schloß sich an diese Vorträge nicht an. Neben ihnen war Gelegenheit zu ganz speziellen Studien und Aussprachen in den Sitzungen der 8 Sektionen gegeben, von denen ebenfalls eine jede täglich eine Sitzung abhielt, und zwar alle zu gleicher Zeit, so daß man sich für eine Sektion entscheiden mußte. Von diesen 8 Sektionen behandelte die 1. die Religionen der sogenannten Naturvölker mit Einschluß der Peruaner und Mexikaner, die 2. die Chinesen und Japaner, die 3. die Ägypter, die 4. die Semiten, die 5. die Religionen Indiens und Irans, die 6. die Griechen und Römer, die 7. die Germanen, Kelten, Slaven und Ungarn und die 8. die christliche Religion. Am 2. September, nachmittags 4 Uhr, fand endlich die feierliche Schlußversammlung statt. — Daneben war bestens für Erholung und Unterhaltung gesorgt, am 30. August abends fand eine Bewirtung der Kongreßteilnehmer durch die Stadt Basel im Sommerkasino statt, am 31. August ein Empfang geladener Gäste in einem Baseler Patrizierhause, wo sich echte Vornehmheit und bedeutende geistige Bildung mit schlichter bürgerlicher Natürlichkeit verbanden, um den Gästen den Aufenthalt lieb und wert zu machen, am 2. September abends schloß sich ein Bankett an die Schlußsitzung. Die Kunstschätze Basels, seine Museen und Kirchen standen den Kongreßteilnehmern zur unentgeltlichen Besichtigung offen; zu Ehren des Kongresses hatte Dr. Stückelberg in Basel ein Schriftchen verfaßt: „Die Heiligenbilder Basels, ein Führer durch die öffentlichen Gebäude und Sammlungen Basels." — Der Kongreß hatte ungefähr 300 eingeschriebene Teilnehmer.

Der Präsident des Kongresses, Professor v. Orelli in Basel, eröffnete den Kongreß am 30. August mit einer knappen, aber die große Bedeutung der allgemeinen Religionsgeschichte und die hohen Aufgaben des gegenwärtigen Kongresses klar herausstellenden Ansprache. Er wies darauf hin, wie sich das Interesse für Religionswissenschaft neuerdings in sehr weiten Kreisen rege, wie man überall anfange, die einzelnen Erscheinungsformen der Religion geschichtlich zu erforschen, um sie in der Tiefe verstehen und beurteilen zu können, wie nicht etwa bloß der Theologe, für den es ja selbstverständlich sei, wie auch die Philologen und Archäologen in letzter Zeit sich religionsgeschichtlichen Studien stärker zugewendet hätten. Es bedarf heutzutage ja gar keines Hinweises mehr, wie völlig die Religion das Leben der Antike beherrscht hat. Aber auch in der Gegenwart lebt und webt die Menschheit in religiösen Gedanken und Empfindungen. Hier eröffnet uns die Psychologie, die sich jetzt ebenfalls der Erforschung speziell religiöser Erscheinungen zugewandt hat, ganz neue Wege, auf denen wir hoffen können, unser eigenes Sehnen und Streben auf diesem für die Menschheit wichtigsten Gebiete völliger zu verstehen. Zwar darf man nicht vergessen, daß die Erforschung des religiösen Problems auf besondere Schwierigkeiten stößt. Die Religionsgeschichte entfaltet vor uns gleichsam ein Spektrum von Farben, die göttliche Sonne selbst, deren Licht sich in diese Farben zerlegt, zeigt sie uns nicht; wir können nur lauschen, ob wir das letzte, große Geheimnis ahnen können. Jenes Spektrum von Farben weist uns in die Tiefen der Menschenseele, wo alle Empirie aufhört. Nichtsdestoweniger können solche Kongresse von größtem Erfolge begleitet sein. Der Gesichtskreis der Forscher erweitert sich durch die vielseitige Anregung und die Aussprache mit selbständig forschenden Männern, die verschiedenen subjektiven Standpunkte werden sich näher treten, sich bis zu einem gewissen Grade verstehen, Irrtümer können leicht und schnell berichtigt, fruchtbare Gedanken ausgestreut werden.

Es sei gleich hier betont, was sich während der Kongreßtage immer wieder und besonders auch bei der Schlußansprache Orellis zeigte, daß das Präsidium des Kongresses bei diesem Manne in den besten Händen lag. Mit erquickender religiöser Wärme verbindet er eine eindringende Kenntnis des religionshistorischen Gebiets und die feste Überzeugung von der unerläßlichen Notwendigkeit dieses Studiums für jeden, der sich mit religiösen Fragen heute fruchtbar beschäftigen will. Die Theologie kann stolz darauf sein, daß sie Männer mit diesem weiten und freien Blicke heute in reicher Zahl besitzt, und daß ein solcher Theologe diesen Kongreß leiten durfte.

Es folgten nunmehr die Begrüßungsansprachen der einzelnen Vertreter. Im Namen des schweizerischen Bundesrates sprach Professor Naville aus Genf, für die Regierung und das Volk von Baselstadt begrüßte Regierungsrat Dr. Burckhardt in zum Teil sehr launiger Weise die Erschienenen als Nachfolger der frommen Väter, die in den Jahren 1432—1449 das große Baseler Konzil abhielten. Seit jener Zeit hat — trotz mehrfach ausgesprochenem Wunsche der Baseler — weder ein Konzil noch eine größere protestantische Synode oder dergleichen in Basel stattgefunden. „Erst heute, unter sehr veränderten Verhältnissen, erfüllt sich der Wunsch unserer Vorfahren, und es ist eine in Tat und Wahrheit ökumenische Versammlung in Basel eingezogen." Auch wenn der Kongreß nicht so lange wie die Konzilsväter tagen würde, wünsche er ihm im Namen seiner Behörde die besten Eindrücke von Basel. — Namens der französischen Regierung sprach Professor Albert Réville vom Collège de France in Paris, der Präsident des ersten Kongresses. In formvollendeter, geistreicher Weise, in wundervollem Französisch legte er dar, wie sehr die französische Regierung von der Wichtigkeit dieser religionswissenschaftlichen Forschungen überzeugt sei, und wie sie stets das Ihrige tun werde, um am Fortschritt der Menschheit zu Wahrheit und Licht mitzuhelfen. Die Versammlung dankte ihm und seiner Regierung mit rauschendem Beifall. Weiß man doch aus der großzügigen, freien und festen Politik Frankreichs auf dem Gebiete „Kirche und Staat", daß obige Worte keine rhetorischen Phrasen sind. Geradezu rückständig und beschämend

nahm sich demgegenüber Deutschland auf dem Kongresse aus, was aus der gegenwärtigen Lage der hiesigen Verhältnisse ja leider auch erklärlich ist. Nur die württembergische Regierung hatte einen Vertreter geschickt, Professor Garbe aus Tübingen; außerdem war Professor Holtzmann als Vertreter der Straßburger Universität da, das übrige amtliche Deutschland verharrte in Schweigen. Man hat in Deutschland zwar einmal das Wort gehört, daß auch die Religion ihre Entwickelung habe, und von Berlin hat der bekannte Babel-Bibelstreit seinen Ausgang genommen, der — mag man sagen, was man will — jedenfalls das eine Gute gehabt hat, die gebildeten Laien auf die gewaltigen, von der Forschung zu Tage geförderten Schätze auf dem Gebiete der Religionsgeschichte aufmerksam gemacht zu haben. Man hätte hier also Anlaß gehabt, von dem Kongresse Notiz zu nehmen. Aber jener frische Luftzug weht heute in Deutschland schon lange nicht mehr. Nun, es ging auch ohne Deutschland! Neben Frankreich waren auf dem Kongresse vertreten Schweden, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Italien, Österreich-Ungarn, England; ferner eine große Zahl außerdeutscher Universitäten und wissenschaftlicher Körperschaften; ein Deputierter der persischen Priester war aus Bombay gekommen, ein Vertreter der Pan-Islamic Society aus London u. a.

Über die hauptsächlichsten wissenschaftlichen Reden das nächste Mal.

Der Reichstag zu Speyer im Jahre 1529, ein Wendepunkt in der deutschen Geschichte.

Zur Einweihung der Protestationskirche am 31. August.

3.

Am 24. Februar 1525 wurde die Schlacht bei Pavia geschlagen, in der Franz von Frankreich besiegt wurde und in Gefangenschaft geriet. Der Eindruck, den dieser Sieg in ganz Europa hervorrief, war ein ungeheurer, und der Erfolg entsprach diesem ersten Eindruck. Zunächst in Italien. Dort war seit 1523 Papst Clemens VII. aus dem Hause Medici, ein Vetter Leos X. Er war der Nachfolger von Hadrian VI., dem ehemaligen Erzieher Karls V., der seinem Lehrer zur Wahl verholfen hatte. Hadrian war ein gelehrter, schlichter, wahrhaft frommer Mann gewesen, getragen von der Überzeugung, daß eine Reform der Kirche dringend nötig sei. Daß er ein entschiedener Gegner der deutschen Reformation war und energische Repressalien gegen sie verlangte, kann man bei seinem Standpunkt durchaus verstehen. Er lebte eben der Überzeugung von der Wahrheit und darum Alleinberechtigung der herrschenden Kirche. Ganz anders war sein Nachfolger geartet. Wenn Clemens VII. sich auch von so anstößigem Leben fernhielt, wie es sein päpstlicher Vetter Leo X. geführt hatte, und auch weit davon entfernt war, ein solches moralisches Scheusal zu sein wie sein vierter Vorgänger, der „heilige Vater“ Alexander VI., so war er doch alles andere, nur nicht das, was er als Papst zuerst hätte sein sollen: ein religiöser und frommer Mensch. Darin reicht er sich mit seinen Vorgängern, Alexander VI. und Julius II. die Hand, daß die Politik sein Lebensinteresse ausmachte. Und was für ein Politiker ist er gewesen! Er hat die Skrupellosigkeit geübt, wie sie Macchavelli in seinem Buche del principe den Fürsten seiner Zeit gepredigt hatte. Keine Intrigue war ihm zu betrügerisch, als daß er sich gescheut hätte, sie anzuspinnen, kein Versprechen zu heilig, als daß er nicht fröhlichen Mutes dasselbe gebrochen hätte. Seine kirchlichen Machtbefugnisse, das Recht zu segnen und zu fluchen hat er in den Dienst dieser seiner Politik gestellt. Er hat gebannt und von Schwüren und Verträgen kraft seiner päpstlichen Machtvollkommenheit entbunden, wenn dies seinen Zielen irgendwie förderlich sein konnte. So war er eine der geriebensten und intriguantesten Persönlichkeiten, die je den Stuhl Petri ge—ziert haben. Nur einen Erklärungs- und Entschuldigungsgrund kann man für diese seine unmoralische Handlungsweise finden: Clemens war Patriot, glühender italienischer Patriot. Er wollte sein geliebtes Vaterland geeint, frei und unabhängig wissen, allerdings unter der Herrschaft des Hauses Medici. Denn der Glanz seines Hauses spielte in seiner Politik eine ebensolche Rolle wie die Freiheit Italiens. Sein Vaterland wollte er von den frechen Eindringlingen befreien, die ihm soviel Unruhe machten, den Franzosen und den Deutschen. Und es war ihm gleichgültig, ob der Gebieter der einen Nation der „allerchristlichste König und der besonders geliebte Sohn der Kirche“ und der andere der Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation war. Er wandte sich von dem einen zum andern, er spielte bald diesen bald jenen gegen den andern aus, er hetzte sie gleichzeitig aufeinander, wenn er nur dadurch seinem Ziele näher kam, sie beide aus Italien zu vertreiben.

Nur unter diesem Gesichtspunkte wird seine widerspruchsvolle, ränkereiche und schwankende Politik verständlich. Clemens war anfangs ganz auf Seiten Karls gewesen, dem er hauptsächlich seine Wahl zu verdanken hatte. Aber allmählich hat er sich immer mehr nach Frankreich hingeneigt, bis die Schlacht von Pavia ihn offen auf die Seite des Königs Franz treten ließ, um dort gegen Karl zu wirken. Die Macht, die Karl durch diesen Sieg zu teil wurde, war ja auch eine schier unheimliche. Franz wurde gefangen und im Frieden von Madrid zum Verzicht auf Mailand, Neapel und Genua gezwungen, worum er bisher mit seinem Gegner gerungen hatte. Er willigte in die Abtretung von Burgund, übergab seine beiden Söhne als Geiseln in Karls Hände und verlobte sich mit des Kaisers Schwester, der verwitweten Königin von Portugal. Also Erfolge über Erfolge für den Kaiser.

4.

In Deutschland jubelten natürlich Karls Anhänger über den Sieg. Sie sahen nun den Traum der Weltherrschaft des heiligen römischen Reiches, der immer noch in den Köpfen spukte, der Verwirklichung nahe. Der Hauptgegner dieser Weltherrschaft, Franz, lag ja am Boden. Ranke sagt mit Recht: „Es ging ein Gefühl durch Europa, als sei der Kaiser der vom Schicksal bestimmte Herrscher“. Die Anhänger der neuen Lehre beschlich ein nur zu berechtigtes Gefühl der Angst vor den Schritten, die Karl gegen sie unternehmen würde. Dieser selbst war von der Siegesnachricht nicht minder überrascht worden, als seine Freunde und Feinde. Als der Courier mit der Siegesbotschaft im Schlosse zu Madrid zu ihm ins Zimmer trat, da war er starr vor Erstaunen und fand zunächst keine Worte. Dann wiederholte er nur den Wortlaut der Nachricht: „Der König von Frankreich ist gefangen und in meiner Gewalt. Die Schlacht ist für mich gewonnen“. Darauf ging er still ins Nebenzimmer. Dort fand man ihn vor einem Marienbilde auf seinen Knieen liegen, um im Gebet sein seelisches Gleichgewicht wiederzufinden. Karl aber war nicht der Mann, um sich lange quietistischen Betrachtungen hinzugeben und tatenlos den ihm gewordenen Erfolgen zuzusehen. Bald hatte er neue Pläne; den Sieg wollte er gründlich ausnützen. Er dachte an große Unternehmungen gegen die Ungläubigen bis nach Jerusalem hin und an die Ausrottung der Ketzer im deutschen Lande. Ihnen gegenüber wollte er fortab keine Nachsicht mehr walten lassen. Der ganze zähe Fanatismus des treuen Sohnes der spanischen Kirche zeigt sich in jenen Plänen. Mit großer Freundlichkeit begrüßte er daher jene Gesandtschaft der altgläubigen Fürsten Deutschlands, von der wir oben sprachen. Er stellte ihr seine tatkräftigste Unterstützung in Aussicht. Persönlich wollte er in Deutschland für die Erreichung seines Zieles wirken. Dieses bestand nicht nur in der Ausrottung der Ketzer. Die Gedanken an eine Reformation der Kirche, welche seit langem eine Lieblingsidee der Führer der spanischen Kirche bildeten, waren auch in ihm lebendig. Endlich sollte ein Konzil,

nach dem man sich auch in der deutschen Nation gesehnt hatte, die schwebenden Fragen aufnehmen und die gewünschte Reformation betreiben. Mit dem Konzil hoffte Karl auch, den bösen Ränkespinner auf dem päpstlichen Stuhl zu treffen und in Schach zu halten. Seit den großen Kirchenversammlungen des 15. Jahrhunderts, von Pisa, Konstanz und Basel, hatte die Konzilsidee für die Päpste immer etwas Unheimliches. Das Konzil stand ja nach allgemein herrschender Ansicht über dem Papste. Es konnte ihm nicht nur Vorschriften machen, sondern sogar ihn absetzen. Das Konzil war unfehlbar und nicht der Papst. Erst auf dem Vatikanum im Jahre 1869/70 ist die Sache umgekehrt worden: der Papst ist unfehlbar und nicht das Konzil. Es war einer der schlausten Schachzüge der Jesuiten auf jener allgemeinen Kirchenversammlung, daß sie mit der Unfehlbarkeitserklärung des Papstes die Konzilsidee entkräfteten und ihren Vertretern die gefährlichste, weil kirchlich-religiöse Waffe, aus der Hand wanden. Dem Kaiser war es Ernst mit dem Konzil. Man hat des öfteren versucht, seine Absichten auf ein solches als nicht aufrichtig, sondern nur als Schreckmittel gegen den Papst gemeint hinzustellen. Aber das ist nicht richtig. Er wollte mit Hülfe des Konzils die religiöse Spaltung in Deutschland beseitigen und die Schäden der Kirche heilen. Um diesen Fragen näher treten zu können, hatte Karl für 1525 einen Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben. Aber sein Besuch war sehr schlecht und die Entscheidung wurde schließlich vertagt. Dafür sollte das Jahr 1526 nun ganz bestimmt endlich die Lösung des Konfliktes bringen. Zum 1. Mai dieses Jahres erging die Ladung des Kaisers auf den Reichstag zu Speyer. Das war der erste der beiden berühmten Speyerer-Tage. Lic. Dr. Becker.

Ein Strauß vom Bürgenstock.

Der Vierwaldstättersee ist immer schön. Im welligen Vorgelände plaudert das Schilf Lenausche Idyllen, die grünen Alpweiden frischen alte Volkssagen auf und im Strahlenkranz des Hochgebirgs donnern finstere Dämonen majestätischen Ernst.

Da kein bekanntes Gesicht mich auf dem Schiff begrüßte, versenkte mich der laut klopfende Raddampfer in die jugendkräftige Geschichte der Länder am See, in die Erinnerungen des schweizerischen Alpenklubfestes vom 8. September 1895, das in dieser Bergwelt sich so wundervoll abwickelte und durch den Tod des Ingenieurs Gelpke so tragisch schloß, und in die Begleitung so vieler Freunde und Bekannter jenes Tages, die als Delegierte eines schweizerischen Vereins auf dem Bürgenstock Sitzung halten wollten, um das „res sacra miser“, „das Unglück ist etwas Heiliges“, neu zu kräftigen. Irre ich nicht, so hält jener Verein seine Zusammenkünfte regelmäßig auf der alten kaiserlichen Pfalz, auf dem Lindenhof Zürich ab.

Aus meinen Träumereien, es war ja kein Heinesches Meergespenst, weckte mich freundlich der Kapitän: „Wir sind in Kehrsitten! Wollen Sie auf den Bürgenstock, so müssen Sie hier aussteigen!“ Ich verließ das Schiff. An den steilen Felswänden kletterten dunkle Tannen und eine lautlose Drahtseilbahn empor. Je höher sie uns trug, um so klarer deckten die Dörfer ab, die in stillen Buchten sich sonnten. Der Rigi stieg so frisch geschichtet aus dem See auf, als ob Professor Heim eben erst eigenhändig das Relief erstellt hätte.

Welche Wandlungen hat der See erfahren, seitdem schweigsame Einbäume ihn durchfurcht bis zu der Zeit, da schwimmende Paläste die Fremden aus aller Herren Länder zum Allerweltsstelldichein zusammentragen! Wo früher der Druide unter heiligen Eichen die goldene Sichel über dem Opfer schwang, dehnen sich bequeme Hotels und aussichtsreiche Hallen. Bei allem Wohlbehagen, das die Kraft und Herrlichkeit der Natur atmete, bei aller Bequemlichkeit des modernen Verkehrs, kommen die geheimnisvollen Quellen der Menschenseele doch nicht zur Ruhe. So kommt's, daß am sonnigen Waldrand ein Kirchlein sich einschmiegt. Fast neugierig schauen die Tannen ins behagliche Dämmerlicht seines Innern und ihre Äste wispern so geheimnisvoll am Fenster, als ob sie mehr verlangten, als träumerische Fliegen wegzuscheuchen und in menschlichem Empfinden Heimweh hätten nach einem ganzen Himmel voll heiliger Kräfte, nach einer Welt voll Liebe und Seligkeit, nach einem Reich des Geistes und des Friedens, das über die täglichen Sorgen von innen heraus einen bezaubernden Duft streut, wie die frisch aufgeblühte Rose im Morgentau; ein Reich, das dem armen Schwarzen die Fesseln von den wunden Gliedern streift, der Seemannsfamilie, deren Ernährer auf dem Meeresgrund gebettet liegt, ein sicheres Heim anweist, der aufstrebenden Handelsstadt die Spelunken abbricht, in denen die Armen nach Licht und Luft hungern, weil die Emporstrebenden dann erst innerlich glücklich sind, wenn sie auch die Ärmsten mit emporziehen können zu jener Sonne, die von innen heraus leuchtet und wärmt. So arbeitet Gott, wenn unsere Herzen nicht hartgetretener Weg sind, wenn wir selber die Fähigkeit haben, die Liebe des barmherzigen Samariters zu spüren. Wie mancher ist ein Riese an Körperkraft, aber an Kraft zum Edlen und Guten ein launisch-schwaches Kind, das nur den Egoismus kennt und von diesem Dämon wie ein schwankendes Schilfrohr sich hin und her treiben läßt!

Ein stiller Alpenpfad führt in kaum einer Stunde über moosbewachsene Felsen nach „Hammetschwand“ hinauf, das als steiles Vorgebirge in den See hinausdrängt und senkrecht in die Tiefe fällt. Wie ein im Rollen erstarrtes Meer schimmern die Alpen durch die Stämme, während dunkler Farn und rosige Erika sich zum weichen Teppich weben, auf dem verscheuchte Sonnenstrahlen ein neckisches, farbenprächtiges Spiel aufführen. So treibt auch das Gemüt des Einsamen und Kranken wunderbar tröstende Bilder und Blüten, sobald es in den persönlichen schweren Erfahrungen nicht erstarrt, nicht durch die dunklen Schatten lichtscheu gemacht, sich selber verschließt.

Eine Bank unter gewaltigen Wettertannen scheint fast auf mich gewartet zu haben. Eine schwarze Spinne hat in den schmiegsamen Ästen ein zierliches Netz gezogen. Wie das schaukelt und tanzt im leisen Windhauch! Die Künstlerin aber schaut mich so zuversichtlich an, als ob sie vom berühmtesten Polytechnikum der Welt das Doktordiplom in der Tasche tragen und mich fragen würde: „Gefällt's dir? Ich baue wo und wie ich will und kümmere mich um keine baupolizeilichen und sanitärisch menschlichen Gesetze. Von Staatsparagraphen, die meine Gesundheit, meinen Erwerb, meinen Besitz und mein Leben nach völkerrechtlichen Verpflichtungen schützen müssen, weiß ich auch nichts. Leibeigenschaft kenne ich nicht; denn hier wohnen von alters her freie Landsleute. Vor Sturm und Wetter schützt mich am harzigen Ast dort die seidenartige Röhre, von der das Wasser abperlt, wie von einer Öljacke; genügende Nahrung verschafft mir, ohne privatrechtliches Gesetzbuch, mein Netz; störende Feinde aber spinne ich mit Blitzesschnelle ein. Hilf dir selbst, so hilft dir Gott! Dort drüben liegt Küßnacht, wo Wilhelm Tell in der hohlen Gasse den Landvogt Geßler erschossen. Als Beweis der Tat steht eine Kapelle!“ —

Während die Philosophin mit ihren Füßchen also zu mir zu reden schien, rieseln Nadeln hernieder wie vom abgeleerten Christbaum. Ein Eichhörnchen, das nach Tannzapfen suchte, hatte den goldleuchtenden Regen verursacht. Erschrocken flüchtet das Spinnlein in seine Röhre. Nachdem es droben ruhig geworden war, überschaut die kühne Weberin den angerichteten Schaden und, kein Gesetz wegen Bestrafung von Eigentumsschädigung kennend, packt sie die Nadeln mit den Füßchen, bugsiert sie über den Netzrand und repariert vielgeschäftig den Schaden. Johann Peter Hebel hatte sicherlich auch an der Künstlerin seine Freude gehabt.

Egg, Zürich.

Herausgeber: Pastor R. Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 38.

Bremen — Berlin.

17. September 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Thesen für den Berliner Protestantentag. 1. Protestantische Wege zur Jugendpflege. — Berliner Brief. — Aus Japan. — Nachrichten. — Mitteilung. — Anzeigen.

Thesen für den Berliner Protestantentag.

Die Thesen Classens für die Verhandlung der 2. Sektion, 5. Oktober, 1/29 Uhr, auf dem Berliner Protestantentage können wir unseren Lesern im folgenden mitteilen. Sie lassen in ihrer rein praktisch gehaltenen Form doch dem sorgfältigeren Leser das Neue erkennen, was Classen gegenüber dem bisherigen Jünglingsvereinsbetrieb vor allem fordert, und geben eine treffliche Ergänzung zu den „Religiösen Problemen der Großstadt" desselben Verfassers, von denen das zweite Stück in dieser Nummer abgedruckt ist. Wir sammeln soeben von erfahrenen Jugendleitern Äußerungen zur Kritik der bisherigen Art der Jugendpflege und Vorschläge zu neuen Versuchen. In diesen Thesen haben wir das erste Stück, das die Auseinandersetzungen in unserem Blatte wirksam eröffnet. D. Red.

1. Protestantische Wege zur Jugendpflege.

A. Thesen.

1. Unsere deutsche Jugend ist unverdorben. Aber die schulentlassene männliche Jugend bedarf des älteren Freundes, des Rates und Beistandes.

2. Solche Freunde können die Leiter eines „Lehrlingsvereins" sein.

3. Nicht in solchen Verein passen diejenigen, an denen die Eltern alle Aufgaben der Erziehung erfüllen können, und diejenigen, deren geistiges Bedürfnis so gering ist, daß auch die Versuchungen kaum für sie gefährlich werden. Es gehören hingegen in solchen Verein in erster Linie begabte und regsame Arbeitersöhne.

4. Der Zweck ist nicht, daß die Jungen turnen, nicht, daß sie Theaterspielen und sich amüsieren lernen, nicht, daß sie unterrichtet werden, nicht, daß sie kirchliche Gesinnung lernen.

Der Zweck ist, daß die Jungen den Sonntag Abend in reiner Freude hinbringen; der Zweck ist, daß die Jungen durch unsere Persönlichkeiten Gewinn haben. Gebt das Beste, was ihr habt, euch selbst!

B. Regeln.

1. Fang mit einer kleinen Zahl (10—30) an, lebe dich mit diesen ein, lasse aber nicht ab von dem Willen, Massen zu gewinnen.

2. Nimm zuerst einen bescheidenen Raum, rede nicht in den Zeitungen. Eine Konfirmandenabteilung oder Gewerbeschule stellt die ersten Mitglieder. Hernach kannst du in mehreren Schulen einladen, durch die Mitglieder werben lassen; eventuell jedes Jahr von neuem.

3. Wird der Raum zu eng, so rufe nach größeren Mitteln. Jedenfalls mußt du gebildete Helfer haben, aber auch immer selbst am Platze sein. Laß nie eine Gruppe der jungen Leute etwas unternehmen, ohne daß sie einen Erwachsenen als Freund an der Spitze haben.

4. Besuche die Eltern deiner Jungen, ahme nicht einfach andere Vereine nach, sondern lerne aus der Art und den Verhältnissen deiner Jungen.

C. Grundsätze.

1. Unser Haupterfolg beruht darauf, daß wir den Jungen als Freunde begegnen und einen jeden als Persönlichkeit behandeln.

2. Unser Erfolg ist nicht bloß negativer Art, daß wir die Jungen von der Straße fern halten; sondern tatsächlich üben wir auf ihr Benehmen durch Gespräch, Bücher, gemeinsame Touren, auch auf ihre Gedanken und Charakterentwicklung einen ganz bedeutenden Einfluß aus.

3. Dieser Einfluß ist zunächst am größten bei den Begabteren. Aber wir müssen es uns angelegen sein lassen, auch die Kleineren, Verlegeneren, Trotzig-Zurückhaltenden zu kennen und zu gewinnen.

4. Wir sind in unseren Vereinen an sich weder Befehlende noch Verbietende. Gesetze und Verbote werden durch die Generalversammlung allein rechtskräftig. Diese aber soll eine spartanische Ecclesia, keine atheniſche sein. Diskutieren der Lehrlinge auf der Generalversammlung ist vom Übel.

5. Leiter und Helfer sind die Wächter des bestehenden Rechts. Es darf nicht durchgehen, daß die Jungen sich um diese Ordnungen drücken.

6. Leiter und Helfer sind die Wahrer der Sitte. Unhöflichem Betragen, Störungen während des Vortrags treten sie entgegen.

7. Leiter und Helfer haben eine Art Oberbefehl für den Kriegsfall; Gäste, die sich unqualifizierbar betragen, setzen sie auch ohne Vereinsbeschluß vor die Tür. Ferner sind sie auf Turnboden, Spielplatz und auf der Tour wirklich Befehlende. Die Kunst aber besteht darin, bei dem Befehl den Willen des Volkes auf seiner Seite zu haben.

8. Wir müssen es erwarten, daß bei Meinungsverschiedenheiten, z. B. über die Einrichtung eines Spiels oder Festes, die einzelnen, welche andere Wünsche haben, willig und gern uns nachgeben. Das ist eine Pflicht der Dankbarkeit, die sie uns schuldig sind.

9. Je näher uns die Jungen stehen, um so mehr dürfen wir auch von ihnen Folgsamkeit erwarten. Gerade in unsern besten Freunden sollen wir das Gefühl wecken, daß es eine Ehre für sie ist, wenn wir von ihnen mehr verlangen, als von den Unordentlichen und Leichtsinnigen. Dies gilt vor allem von den Vereinsbeamten. Ihre Treue zu uns muß groß genug sein, daß sie auch Arbeiten ausführen, die ihnen Mühe machen und mit denen sie uns und ihrem Verein ein Opfer bringen.

Berliner Brief.

Unsere Berliner Leser meinen, sie hätten wohl ein Recht darauf, daß auch von Berlin wieder einmal die Rede sei. Viel Erfreuliches ist zunächst ja nicht zu melden. Die definitive Niederlage im Prozeß mit der Stadt um die alte Konsistorialordnung kostet dem Stadtsynodalsäckel mindestens 2 Millionen, dazu kommt, daß mehrere Kirchen im Bau begriffen sind und vollendet werden müssen, daß für andere Bauplätze bereits erworben sind und hoch verzinst werden müssen. Da wird es ohne eine Steuererhöhung nicht abgehen. — Der Stadt ist für die wirksame Vertretung ihrer Interessen durch den verstorbenen Bürgermeister Kauffmann und den jetzigen Stadtsyndikus Weise natur-

gemäß nicht der geringste Vorwurf zu machen, sie wehrt sich gegen Ausgaben, die nach veränderter Rechtslage ihr nicht zufallen können. Die Kreise, die diesen Prozeß heraufbeschworen haben, haben mit größtem Eifer — die Haupt- und Riesenarbeit hat der Stadtsynodale Evers geleistet — das vermeintliche Recht der Kirche verteidigt. Auch hier ist kein Vorwurf zu erheben. Daß aber die positive Majorität und das Kirchenregiment allen Warnungen der Liberalen zum Trotz in der Zeit der Unsicherheit mit allzu großer Sicherheit immer neue Kirchenbauten begann, gegen allen Willen der Beteiligten und Betroffenen das Riesenterrain des Zentralfriedhofs erwarb, das immer neue Kosten machen wird und auf Jahre hinaus nur wenig benutzt werden dürfte, ist ein Unrecht, für das jetzt die Steuerzahler aufkommen können.

Daß ein freundliches Verhältnis zwischen der Berliner Kirche und der Berliner Stadtverwaltung zunächst nicht aufkommen wird, ist für die Gebiete, in denen die beiden zusammenarbeiten, höchst bedauerlich. Natürlich hätte der sachliche Streit das Verhältnis nicht gestört, wenn er eben nicht durch Angriffe von positiver Seite, die der Stadtverwaltung Unverständnis, ja Feindseligkeit der Kirche gegenüber vorwarfen, wie durch unsachliche Betrachtungen liberaler Blätter verschärft und vergiftet worden wäre.

Einen Begriff von dem Umfang der Arbeiten der Stadtsynode bekommen wir, wenn wir hören, daß der Haushaltsplan mit einer Summe von 4 581 000 Mk. — 2 581 000 ordentliche und 2 000 000 außerordentliche Ausgaben — in Einnahme und Ausgabe abschließt. Nach „Kirchlich-Liberal“ Nr. 3—5 sind die Ausgaben um 171 000 Mk. gestiegen durch Erhöhung von Pfarrgehältern in einigen Gemeinden bei Verzicht auf die sog. Liebesgaben und Neugründung von Pfarrstellen an der Kapernaum-, Trinitatis-, Lazarus- und Gethsemane-Gemeinde. Bei dem ungeheuren Wachstum der Arbeiten der Stadtsynode erscheinen die Tagungen zu kurz und es erheben sich Stimmen, die neben der Verhandlung im Plenum Kommissionsberatungen fordern.

In der Stadtsynode sind 100 Positive, 28 Mittelparteiler und 54 Liberale. Aus unserm vorigen Brief ist bekannt, daß die Liberalen einen kleinen Zuwachs bei den letzten Wahlen verzeichnen konnten.

Die Verhandlungen der Kreissynoden haben kaum Interesse für weite Kreise, vermöge ihrer geringen Zuständigkeit sind sie zur Bedeutungslosigkeit verurteilt. Am lebhaftesten waren die Verhandlungen auf der Synode Friedrich-Werder II und von besonderem Interesse die Forderungen der liberalen Pfarrer Luther und Graue, betreffend die Jugendpflege. Folgende Resolution wurde angenommen:

Synode ist von der dringenden Notwendigkeit umfassendster und ernster Pflege der konfirmierten Jugend überzeugt und glaubt, daß die Kirche in diese Arbeit energischer als bisher einzutreten hat. Doch sieht Synode das Heil nicht in Einengung der Jugend durch kirchliche Formen, auch nicht in einer Belastung mit Übermaß religiösen Stoffes. Sie hält es vielmehr für erforderlich, daß die Jugend unter Leitung hochgebildeter und charaktervoller Männer aller Berufe und Stände mit Freimut und Weitherzigkeit in die Fragen der Gegenwart eingeführt werde. Sie begrüßt freudig jede auch außerhalb der Kirche rege gewordenen Jugendfürsorge und empfiehlt Zusammenschluß aller auf diesem Gebiete tätigen Vereine und Persönlichkeiten zur Erziehung einer ernsten und wahrhaftigen christlichen Jugend.

Das erinnert uns an eine hübsche Bemerkung, die wir, wenn wir uns recht erinnern, in der „Kirchlichen Gegenwart“ lasen. Dort war referiert über eine Ansprache eines höheren Offiziers zum Lobe der Jünglingsvereinssache und der Referent empfahl dem begeisterten Freunde dieser Sache die Begründung von Jünglingsvereinen für Kadetten und junge Leutnants. Wir vermuten, die würden sich für den üblichen Jünglingsvereinston bedanken, ganz mit Recht. Warum soll aber für die Jünglinge aus dem Volke dieser Ton gut genug sein? Die durch den letzten Bericht des Ostdeutschen Jünglingsvereins gegebenen Zahlen bestätigen aufs neue unser Urteil, daß die Mitgliederzahl der einzelnen Vereine in Wirklichkeit nicht wächst, ja, der Bericht gesteht ein, daß man auf Massenwirkung verzichten müsse, d. h. auf gut deutsch, daß der allergrößte Prozentsatz der Jugend eben **nicht** erreicht wird. Damit hat das Institut der Jünglingsvereine vor der Aufgabe, im großen Stil und umfassend auf die heranwachsende Jugend unseres Volkes zu wirken, kapituliert. Die Kirche wird sich überlegen müssen, ob sie für solch beschränktes Arbeitsgebiet und so geringe Arbeitsleistung die öffentlichen Mittel noch verwenden darf, ob sie nicht diese Arbeit Privatsammlungen überlassen muß. **Wir** aber werden neue und weiterführende Wege suchen müssen. Der deutsche Protestantenverein wird diese Arbeit aufnehmen. Ein Referat des Begründers des Volksheims in Hamburg, Classen, soll „protestantische Wege“ zur Jugendpflege weisen. Doch wird man sich mit solchen Anregungen nicht begnügen, sondern im Sinne der oben zitierten Resolution diese Wege auch erproben.

Auf allen Synoden wurde dem Deutschen evangelischen Kirchenausschuß für sein festes Auftreten in Sachen der Jesuiten der Dank ausgesprochen. Die Gegner solcher Haltung im Sinne der „Kreuzzeitung“ schwiegen oder waren zu Hause geblieben.

Inzwischen ist ein Punkt, der die Synoden beschäftigte, zum vorläufigen Abschluß gekommen. Der Oberkirchenrat hat in Sachen der Stellung der 1. Geistlichen eine neue Rundverfügung erlassen, in der er auf seinem Standpunkt verharrt und zur Verträglichkeit mahnt. Man wird nunmehr sich einmal die rheinischen Kirchenverhältnisse genauer ansehen, wo der Vorsitz unter den Pastoren wechselt und in diesem Sinne wohl versuchen, die Kirchenbehörde auf dem Wege der Loslösung von katholischen Formen weiterzuschieben. Die Sache ist an sich kaum so wichtig, wie sie manchem Beteiligten erscheint.

Den Liberalen sei als Nachrichtenblatt für die Parteiarbeit das kleine „Kirchlich-Liberal“, herausgegeben von Karl Schrader, M. d. R., empfohlen. Erscheint in 20 Nummern, kostet für den Einzelbezug frei Haus 50 Pfg. das ganze Jahr, für die Parochialvereine, die das Austragen selbst besorgen, 25 Pfg. Zu beziehen vom Herausgeber (Steglitzerstr. 68.)

Unerfreuliches über kirchliches Leben in Berlin stellt der „Vorwärts“ ins Licht. Er berichtet: „In Berlin liegen in den Arbeitervierteln die Verhältnisse so, daß hier eine Beerdigung mit Pastor die Ausnahme bildet. Die letzten zahlenmäßigen Nachweise hierüber beziehen sich auf das Jahr 1902. Da sehen wir, daß in manchen Kirchengemeinden noch nicht die Hälfte, nicht ein Drittel, nicht ein Viertel aller Leichen von einem Pastor eingesegnet wird. Z. B. wurden im Südosten der Stadt in der Emmausgemeinde nur 658 von 1561 Leichen eingesegnet, im Norden in der Zionsgemeinde nur 488 von 1052, in Gethsemane sogar nur 403 von 1087, im Nordosten in der Samariter-Kirchengemeinde nur 211 von 592, in der Auferstehungs-Kirchengemeinde sogar nur 271 von 1197.“ — Das ist irreführend, weil die zahlreichen Kinderbeerdigungen (in Berlin zumeist ohne Pastor) in jenen dicht bevölkerten Gemeinden mitgezählt sind und weil unerwähnt bleibt, daß jene Gemeinden Hauptsitze der Sozialdemokratie sind, die seit langem offen und geheim gegen Beteiligung von Predigern bei Begräbnissen aus ihren Kreisen agitiert. Dennoch zeigen Notiz und Zahlen erschreckend den Rückgang des Einflusses der Kirche auf weite Kreise und zwar gerade der orthodox geleiteten Kirche, denn die betr. Gemeinden sind seit langem unter ausschließlich orthodoxer Pflege und Leitung.

Das ist kein Grund zur Freude, denn manch ehrlicher Eifer hat dort mitgeschafft und durch die Niederlage der Partei, die am lautesten den Ruhm ihres Glaubens gefeiert und mit der Kirche sich identifiziert hat, leidet natürlich die Kirche selber Schaden in den Augen Urteilsloser.

Das ist aber Grund zu intensivster Arbeit der Liberalen,

die doch wohl nicht nur theoretisch sich rühmen, den Sinn der Zeit zu verstehen, die Sprache der Zeit zu reden und in der Lage zu sein, unserer Zeit das Evangelium zu verkündigen, sondern praktisch nun es leisten müssen, die Kreise, die die Orthodoxie nicht erreicht oder durch ihre Art abstößt, religiös zu versorgen und der Religion zu erhalten. Dazu bedarf es heller Kenntnis der Verhältnisse; einer festen und klaren eigenen religiös-sittlichen Überzeugung, eifriger und treuer Liebe zum Volk, und der Begeisterung, Gottes Werk treiben zu müssen.

Der XXII. Protestantentag ruft die Liberalen mit seinen Vorträgen und Diskussionen zur Klärung und Vertiefung ihrer Anschauungen. Möchten viele kommen und dem Tage zu großer und bleibender Wirkung verhelfen. Es gilt vor allem auch solche heranzuziehen, die dem kirchlichen Leben fernstehen, um sie wiederzugewinnen. Es gilt eifriger persönlicher Werbearbeit von einem zum andern, auch unter den Frauen. Einladungen zur Verteilung, Aufrufe und Programme sind in jeder Anzahl von Direktor Schrader, W., Steglitzerstr. 68, kostenfrei zu beziehen.

Aus Japan.

Interessant ist, was Pfarrer und Missionar Schiller in seinem ersten Bericht nach Ankunft von seinem Urlaub in Kyoto unter dem 15. Mai 1904 an den Zentralvorstand über seine Eindrücke in Japan berichtet. (Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft, Heft 7):

„Während meiner Abwesenheit hat sich im äußeren Getriebe des japanischen Volkslebens eigentlich wenig verändert. Doch beschäftigt natürlich der Krieg die Gemüter aufs tiefste, wenn auch die Japaner es meisterhaft verstehen, wie in allen Lebenslagen so auch jetzt, die innere Unruhe und Aufregung hinter äußerer Ruhe zu verbergen. Fast den ganzen Tag werden Extrablätter umhergetragen, die bisher fast nur von japanischen Erfolgen zu melden wußten; durch Beflaggen der Häuser bei Tage zur Feier der Siege und durch Lampionzüge am Abend, die in Kyoto vor dem alten kaiserlichen Palaste enden, durch feierliche Verabschiedung der immer noch ausziehenden Soldaten, durch Begrüßung der Militärzüge fast den ganzen Bahndamm entlang, zeigt sich äußerlich die Beteiligung der Bevölkerung an diesem Kriege, der, als ein gerechter und unvermeidlicher im Volke empfunden, über Japans Stellung in der Weltgeschichte, über sein Eintreten in die Reihe der Großmächte, über seine Führerrolle in Ostasien und über seine Bedeutung als Kulturträger für die ganze ostasiatische Welt entscheiden wird. Das japanische Volk ist entschlossen, die großen Opfer zu bringen, die solch ein Kampf nötig macht. Nicht nur hat das Parlament einmütig die finanziellen Vorlagen der Regierung genehmigt — dasselbe Parlament, das in anderer Zeitlage der Regierung eine hartnäckige Opposition zeigen würde, — auch die innere Kriegsanleihe wurde glänzend überzeichnet. Dazu kommt eine großartige Bekundung von Opferwilligkeit gegenüber den Familien, die durch Entfernung ihres Ernährers Not zu leiden haben. Auch die Christen gehen in dieser Beziehung mit gutem Beispiel voran. Die evangelischen Gemeinden Kyotos haben sich zu diesem Zwecke vereinigt, um eine gemeinsame Hilfsaktion zu unternehmen. Sie gehen dabei mit systematischer Gründlichkeit vor, indem alle Familien der großen Stadt, aus denen ein Glied in den Krieg gezogen ist, von Vertretern der Christengemeinden, Pastoren, Bibelfrauen und Ältesten besucht werden — auf unsere kleine Gemeinde kommen 60 solcher Familien —, um denselben Trost, und wo es nötig ist, auch leibliche Hülfe zuteil werden zu lassen. Daß gerade in Kyoto die Not groß werden wird, ist unzweifelhaft. Schon vor Ausbruch des Krieges war eine große Stockung im Seidengeschäft eingetreten. 7000 Webstühle stehen infolgedessen in Kyoto unbeschäftigt, und überall sieht man an den kleinen Arbeiterwohnungen den Zettel, der ankündigt, daß die Wohnung zu vermieten ist; von der regen Bautätigkeit, die vor Jahresfrist noch herrschte, ist nichts mehr zu sehen. Vorläufig ist kaum Aussicht vorhanden, daß das Seidengeschäft sich wieder heben wird; denn jedermann schränkt infolge des Krieges seine Ausgaben ein. Amüsant ist, daß die weibliche Bevölkerung in patriotischer Aufwallung vielfach darauf verzichtet, sich in der bekannten kunstvollen japanischen Weise frisieren zu lassen, daß sie sich lieber, um Geld für die Kriegskosten zu sparen, mit der einfachen europäischen Frisur begnügt, die jeder selber herstellen kann. Bedauernswert aber ist, daß schon jetzt die Frequenz der Mädchenschulen abgenommen hat, weil man am Schulgeld der Töchter sparen will, daß schon jetzt Lehrerentlassungen aus Sparsamkeitsgründen stattgefunden haben, und daß also zu befürchten ist, daß ein lang sich hinziehender Krieg in dem mit vieler Mühe und großem Fleiße organisierten japanischen Schulwesen eine empfindliche Störung hervorrufen wird. Ein dauernd siegreicher Krieg wird freilich einen um so glänzenderen Aufschwung desselben zur Folge haben, er wird Ostasien, d. h. also auch China und Korea definitiv der europäischen Kultur erschließen, er wird ein rasches Vordringen der protestantischen Missionen, die durch die russische Expansion gefährdet sind, hervorrufen, und er wird die japanische Christenheit selber als einen missionierenden Faktor in China und Korea auftreten lassen, wie denn schon jetzt japanisch-christliche Kreise allen Ernstes eine Korea-Mission erwägen.

Die Aussichten für die christliche Propaganda sind während meiner Abwesenheit eher besser als geringer geworden. Das Land ist weithin willig zur Aufnahme des Christentums, von dem sein Volksgeist schon jetzt wie von einem Sauerteig durchdrungen ist. Die Schulbehörde, die vor einigen Jahren sich den religiösen Schulen feindlich entgegenstellte, scheint inzwischen das Verkehrte ihres Verfahrens eingesehen zu haben und hat zu Anfang dieses Jahres den christlichen höheren Schulen in Tokyo, Kyoto, Sendai, Yokohama 2c. die Berechtigungen, die ihnen vor einigen Jahren genommen waren, wieder zurückgegeben, so daß die Leitungen dieser Anstalten voll guter Hoffnung sind und einige schon an Vergrößerung derselben denken. Wird der begonnene Krieg für Japan siegreich auslaufen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Volksstimmung sich noch mehr dem Christentum zuwenden und daß dieses große Erfolge erzielen wird. Gebe Gott, daß auch wir dann die nötige Arbeiterschar besitzen werden, um uns an der herrlichen Ernte zu beteiligen.

Dabei sei hingewiesen auf Schriften, die uns über dies interessante Volk und sein Leben Aufschluß geben können:

Schmiedel, Otto, Pfarrer und Missionar. „Kultur- und Missionsbilder aus Japan.“ 2. Auflage. Preis 0,25 M. — Schmiedel, Otto, „Was lehrt und lernt der Missionar in Japan?“. Preis 0,25 M. — Munzinger, Karl, Pfarrer. „Aus dem Lande der aufgehenden Sonne.“ 2. Auflage. Preis 0,25 M. — Christlieb, Dr. Max, Pfarrer und Missionar. „Die moderne Kultur und die Aufgaben der evangelischen Mission in Japan.“ Preis 0,25 M. — Schiller, Emil, Pfarrer und Missionar. „Das heutige Japan und das Christentum.“ Preis 0,25 M. — Ostwald, Martin, Pfarrer und Missionar. „Bunte Blätter aus Japan.“ Preis 0,25 M. — Sämtliche Schriften sind zu beziehen durch den **Allg. ev.-prot. Miss.-Verein, Berlin W. 8, Mohrenstr. 13/14.** — Ferner: Pred. H. Ritter: „Dreißig Jahre protestantischer Mission in Japan.“ Berlin, A. Haack. Preis ungebunden 2 M. — Pfarrer C. Munzinger: „Die Japaner.“ Wanderungen durch das geistige, soziale und religiöse Leben des japanischen Volkes.“ Berlin, A. Haack. Preis ungebunden 5 M., gebunden 6 M. — J. Bolljahn, z. Zt. Lehrer an der Kaiserl. Kriegsschule in Tokyo, „Japanisches Schulwesen, seine Entwicklung und sein gegenwärtiger Stand.“ 78 S. 1,50 M. — Adolf Wendt, Pfarrer und Missionar: Sogoro. Ein Lebensbild aus Alt-Japan. Mit 4 Vollbildern nach japanischer Tuschezeichnung. Heidelberg, Evangelischer Verlag. Elegant gebunden 3 M. — Otto Schmiedel, Professor: „In der

Fremde daheim." Ein Lebensbild aus der deutschen Kolonie in Tokyo." Heidelberg, Evangelischer Verlag, broschiert 1,65 M., gebunden 2,50 M. — Hans Haas, Pfarrer und Missionar: „Geschichte des Christentums in Japan." Band 1. Erste Einführung des Christentums in Japan durch Franz Xavier. 300 S. Tokyo, 1902. In Deutschland zu beziehen durch die Buchhandlung Asher & Co., Berlin, Unter den Linden. 6 M.

Nachrichten.

Allgemeines.

v. Mirbach. Der Kaiser hat mit energischer und klarer Entscheidung das System der Kirchensammlungen verurteilt. Da Herr von Mirbach die Schuld nun büßen muß, diesem System nicht widerstanden zu haben, nach einer langen Amtstätigkeit voll rastlosem ehrlichem Eifer um die Sache evangelischer Kirchenbauten und die des evangelisch-kirchlichen Hülfsvereins, in unermüdlicher Arbeit im Dienst seiner Kaiserin, ist der Jubel, der über Entfernung des Mannes etwa sich regt, durchaus zu verwerfen. Im allgemeinen leben seine Kritiker bequemer und unverantwortlicher als er lebte in hoher Stellung am Fürstenhofe. Schlimm, sehr schlimm ist die Differenz in der Klarheit und Entschiedenheit des Urteils über das System zwischen dem Kaiser und führenden Persönlichkeiten der evangelischen Kirche — für die letzteren. Ein neuer Schaden für die Kirche, zu dem, der mit Übereifer gebessert werden sollte. Am schlimmsten sind die daran, die zur Erreichung von Orden und Titeln den Eifer des Herrn von M. mißbrauchten, ihnen muß wohl übel zu Mute sein — und wenn sie meinen, daß „man" das ja nicht wisse — non olet! — einer weiß es und wird schon ein Wort für diese kümmerlichen Christen bereit haben.

Speyer. Es ist für den Protestantismus jetzt nicht Feier- und Festzeit, wie für den Ultramontanismus, es ist Werktag. Unter diesem für ein Fest ungünstigen Umstande hat die Feier der Einweihung der Protestationskirche in Speyer ein wenig gelitten, so schön und feierlich und erhebend der Vorgang und die Reden und Lieder für die gewesen sein mögen, die dabei waren. Daß der Kaiser und die Fürsten fehlten, ist ja schlimm, mit dem Herzen sind gewiß manche dabei gewesen, aber schließlich wär's erträglich, wenn wenigstens das protestantische Volk dabei gewesen wäre, wie bei den Burensiegen etwa. Aber diese „beschränkte Öffentlichkeit" ist nur ein Antrieb, daß wir noch ganz anders arbeiten müssen, um einmal wirklich feiern zu können. — So muß man's auch nicht gar so schwer nehmen, daß das Telegramm an den Katholikentag so direkt vom Hofe gekommen ist. In Regensburg hatte man Feierkleider an und mit denen kann man sich bei Hofe sehen lassen. Der Protestantismus geht und muß gehen im Arbeitskittel, er sollte sich also nicht an den Hof drängen, deswegen kann er doch tief und fest Kaiser und Vaterland lieben.

Mitteilung.

Beim Berliner Protestantentag wird am Donnerstag, den 6. Oktober, früh 1/29 Uhr, in einem Zimmer der Royal York eine Versammlung der Mitarbeiter und Freunde des Protestantenblattes stattfinden mit dem Thema: „Was tut unserm Blatte not?" Wer die Thesen (sie erscheinen am 25. Sept.) für diese Verhandlung wünscht, fordere sie von Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstr. 7. Die Verhandlungen sind vertraulich. R. Emde. D. Max Fischer.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik
Programm kostenfrei.
Lehrwerkstätte

Soeben erschienen:
Die Lehre vom Sohne Gottes.
Von Pfarrer **Altherr**, Basel.
Preis 1 Mk.

Die Schrift verdankt ihre Entstehung einem Preisausschreiben der Ludwigsstiftung, deren Kuratorium eine populäre Darlegung der Lehre vom Sohne Gottes in den verschiedenen Religionen verlangte. Pfarrer Altherr, Basel, ein angesehener Schriftsteller auf religiösem Gebiet, gewann mit der vorliegenden Schrift den Preis.

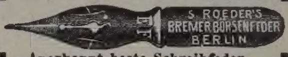
Bestellungen nehmen sämtliche Buchhandlungen, sowie der unterzeichnete Verlag entgegen.

Carl Schünemann, Bremen.

Bestellen Sie sofort bei Ihrem Buchhändler:
D. Fr. Naumann
Demokratie u. Kaisertum
3. **völlig neu** bearbeitete Auflage (8. bis 14. Tausend)
br. Mk. 1.20, gbd. Mk. 2.
Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Der bekannte, von Freund und Feind hochgeachtete politische Denker behandelt in glänzend stilisierter Darstellung die brennenden Fragen der inneren und äußeren Politik. Das Werk ist ein **unentbehrliches politisches Bildungsmittel** für jeden Deutschen, der eine kraftvolle und kluge vaterländische Politik wünscht.

Probe-Nummern des Protestantenblattes
werden auf Wunsch überallhin **gratis** und **franko** versandt.
Bestellungen nehmen sämtliche Buchhandlungen u. Postanstalten entgegen.
Preis vierteljährlich Mk. 1.50.
Bei direkter Zusendung 40 Pfg. extra.

S. Roeder's
Bremer Börsenfeder.


Anerkannt beste Schreibfeder.
Ueberall zu haben; jedoch nur echt mit dem Namen: **Roeder.**

Dr. O. Beeck,
Phantasie und Religion.
Bremen, M. Nössler.
81 S. Mk. 0.80.
„In besonnener und freimütiger Weise erläutert der Verfasser den Einfluß der Phantasie auf Mythos und Religion." (Alfred Biese in der „Deutschen Literaturzeitung".)

Soeben erschien:
Ausfahrt
Gedichte
von
Friedrich Wiegershaus.
Preis geh. Mk. 1.50,
gebunden Mk. 2.50.
Niedersachsen-Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.